



Die Berliner Grenadierstraße in den 1920er Jahren: Am 5. und 6. November 1923 kam es hier bereits zum antisemitischen Pogrom.

# Pogrom in der »Verlorenen Straße«

Berlin im November 1923: Ein antisemitischer Mob zieht prügelnd und plündernd durch die Grenadierstraße. Zehn Jahre vor der Machtergreifung der NSDAP werden Juden misshandelt, beraubt und nackt durch Berlin getrieben

KARSTEN KRAMPITZ

**A**m Freitagnachmittag ist die Altmstadtstraße nördlich des Alexanderplatzes eine Straße wie jede andere. Wie überall in Berlin-Mitte gibt es zu wenige Parkplätze, vielleicht auch zu viele Autos. Ein paar Fußgänger sind in Eile, haben ihren Frieden gemacht mit der Woche und wollen heim. Das Trottoir lädt kaum zum Flanieren ein. Die meisten Schaufenster gehören zu Bürogemeinschaften oder tragen Zettel, auf denen »zu vermieten« steht. Szenekneipen sucht man vergebens, gleichwohl die Straße auf halbem Weg zwischen Volksbühne und Hackeschen Höfen liegt. Viele der Anwohnenden halten Altmstadt für eine Ortsbezeichnung. Doch die einstige Grenadierstraße soll seit 1951 an den vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilten KPD-Funktionär Bernhard Altmstadt erinnern – nur stand auf dem Schild jahrelang irrtümlicherweise »Altmstadtstraße«.

In den 1920er Jahren tobte in dieser Gegend das pralle Leben, erst recht am Freitag, als es hier für so viele jüdische Mütter noch galt, die letzten Besorgungen zu erledigen für den Schabbat, der am Abend begann. An die »Ostjuden« aber, die im Scheunenviertel einmal gelebt haben, erinnerte lange Zeit nichts. Mittlerweile fehlen sie aber in keinem Reiseführer: als exotische Skurrilität und »belletristische Rosinen im trockenen historischen Kuchen«, wie es der Publizist Eike Geisel einmal schrieb.

## Ein Ghetto »mit offenen Toren«

Das eigentliche Scheunenviertel lag in der Gegend um den heutigen Rosa-Luxemburg-Platz. Seine Entstehung geht auf die Feuerverordnung aus dem Jahr 1672 zurück. Fortan hatten Berliner Handwerker wie auch Bürger, die noch Äcker und Gärten besaßen, ihre mit Stroh überdachten Arbeitsstätten vor der Stadt zu errichten. Einer der zugewiesenen Orte war das »Scheunefeld« nördlich der damaligen Stadtgrenze. So hießen denn auch die Gassen bald »Lange Scheunengasse«, »Kleine Scheunengasse« oder »Hirtengasse«. Etwas abseits verlief damals die »Verlorne Straße«, die 1817 in »Grenadierstraße« umbenannt wurde. Das historische Scheunenviertel wurde vor dem Ersten Weltkrieg abgerissen. In dieser einen Straße aber, der heutigen Altmstadtstraße, lebte das Scheunenviertel weiter.

»Bei uns in der Grenadierstraße könne alles haben«, ließ Carl Zuckmayer einst den jüdischen Händler Krakauer seinen Trödel anpreisen. Die Hauptmannsuniform war nicht ganz billig, dafür Säbel inklusive. Eine Gelegenheit, die sich der alte Schuster Voigt nicht entgehen ließ. Ob hebräisch-jiddische Bücher, Altwaren oder koschere Lebensmittel – zu kaufen gab

es allerhand. Nicht nur in den Läden, auch davor, von den »Damen, die im öffentlichen Leben stehen« (Döblin). Geradezu berüchtigt aber war die Grenadierstraße als Unterschlupf für Kriminelle, meist Zuhälter und kleine Gauner. Manche von ihnen hatten beste Manieren, wie der Chef einer Diebesbande, von dem die Schauspielerin und DDR-Kulturpolitikerin Mischket Liebermann in ihren Memoiren erzählt. Nach einem versehentlichen Einbruch bei ihnen zu Hause soll der Mann sich umgehend entschuldigt haben: »Bei den eigenen Leuten einzubrechen. Ausgerechnet beim Rabbi Pinchus Elieezer, der so schöne Töchter hat.« Schon am nächsten Tag hatte die Familie die gestohlenen Sachen zurück.

Die Gemeinde des orthodoxen Rabbiners wird nicht allzu groß gewesen sein. In der Grenadierstraße, der »Jüdischen Schweiz«, gab es etwa fünfzehn Betstuben und Talmudschulen. Dennoch waren die ostjüdischen Emigranten, die hier in den Elendsquartieren wohnten, eine Minderheit, die jedoch in Aussehen, Sprache und religiösen Gewohnheiten deutlich auffiel. Einige hatten schon immer hier gelebt. Andere waren vor Pogromen in Osteu-

**Unter den Plünderern befanden sich immer ein oder zwei Agitatoren, die die Stimmung gegen Juden aufbrachten.**

ropa geflüchtet oder im Ersten Weltkrieg angeheuert worden, um in kriegswichtigen Betrieben zu arbeiten. Nicht wenige von ihnen wählten sich auf der Durchreise. Mit Beginn der 1920er Jahre aber hatten die USA ihre Einwanderungsquoten gesenkt. Also richtete man sich ein – im »Ghetto«, wie man damals sagte. Allerdings war es ein Ghetto ohne Mauern und »mit offenen Toren«, so der unlängst verstorbene Historiker Horst Hellas.

## Pogrom in der Grenadierstraße

Über das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden gibt es viele anrührende Anekdoten, aber auch verlässliche Quellen. In einer Eingabe an den Magistrat etwa beklagte 1912 ein Bürger das »fremdländische Judentum«, das durch sein Herumstehen auf der Grenadierstraße, das ungestörte Passieren derselben »außerordentlich erschwert«. Derlei frem-

denfeindliche Ressentiments schlugen in der Weimarer Republik dann um in gewaltsamen Antisemitismus.

Im Zuge der Inflation war es im Herbst 1923 reichsweit zu Hungerrevolten und zur Plünderung von Lebensmittelgeschäften gekommen. Im Scheunenviertel trugen diese Ausschreitungen bereits antisemitischen Charakter. Tausende Arbeitslose, denen auf dem Amt in der Gormannstraße keine Unterstützung gezahlt werden konnte, waren am 5. und 6. November 1923 durch die Grenadierstraße gezogen. Am helllichten Tag wurden Juden überfallen, nackt ausgezogen und beraubt. Alfred Berger, seinerzeit Leiter des jüdischen Arbeiterfürsorgeamtes, machte für die Gewalt nicht nur den dramatisch gestiegenen Brotpreis verantwortlich (von 25 auf 140 Milliarden Reichsmark!) – den Hautgrund für die antisemitischen Ausschreitungen sah er in der Hetze völkischer Agitatoren.

In einem Bericht an den preußischen Innenminister Carl Severing schrieb Berger von »Markthalenagitatoren und anderen deutsch-völkischen Agitatoren«, die geradezu täglich vor den Stempellokalen der Arbeitslosen gesehen wurden – auch an diesen beiden Tagen, an denen die Polizei völlig versagte. »Ich habe persönlich in mehr denn zehn Fällen beobachtet, dass unter den Plünderern sich immer ein oder zwei gut gekleidete Agitatoren befanden, die durch Rufe und Reden die allgemeine Stimmung immer wieder gegen die Juden aufbrachten und die Plünderungen, Überfälle usw. gewissermaßen dirigierten.« Unter den geschädigten Personen befanden sich nur Arme, zum Teil sogar völlig verarmte Leute. Es sei doch bemerkenswert, dass sich bei über vierzig Geplünderten der von ihnen angegebene Schaden auf nicht mehr als insgesamt 75 000 Goldmark beläuft. »In der Mehrzahl handelt es sich eben um kleine und kleinste Leute, die allerdings völlig verarmt sind, und denen man den Rest ihrer Habe weggenommen oder vernichtet hat«, bemerkt Berger.

## »Wie ausgelöscht, als hätte es nie existiert«

Einem der Opfer gelang es, in das Geschäft an der Ecke zur Hirtenstraße zu fliehen. Wie der völkische »Tag« seinen Lesern mitteilte, sei es darauf in dem Schlächterladen zum Gemetzel gekommen. Mit einem großen Beil habe sich der »jüdische Schlächter« der anstürmenden Menge entgegengeworfen. »Dadurch wurde ein Mann schwer und mehrere leicht verletzt.« Darüber, dass sich an dem Pogrom in der Grenadierstraße auch die nichtjüdischen Bewohner des Scheunenviertels selbst beteiligt haben, existieren keine Belege. Allerdings ist auch nirgends bekannt geworden, dass sie ihr Bedauern ausgedrückt oder sich gar auf die Seite ihrer jüdischen Nachbarn gestellt hätten. Stattdessen hingen in einigen Schau-

fenstern Schilder mit dem Hinweis, die Inhaber seien »christliche Geschäftsleute«.

Als zehn Jahre später, am 4. April 1933, die Plünderungen in der Grenadierstraße im Zuge des sogenannten Judenboykotts staatlich organisiert wurden, hatten diese Händler nichts zu befürchten. Eine Verwechslung war ausgeschlossen. »Rette sich wer kann!« schrieb der »Völkische Beobachter«. Demnach hatten mehrere Einheiten Schutzpolizei und zudem noch hundert Mann »SS-Hilfspolizei« in den frühen Morgenstunden das Viertel abgeriegelt. Anschließend sei »das Haus des Juden Süß« gestürmt worden. »Die Karabiner pochen an die Tür ... Herschel Süß, aufmachen! Aufmachen, Herschel Süß!« Bei der Durchsuchung wäre der Polizei »heftiger Widerstand« entgegengebracht worden, »obwohl man bemüht war, in aller höflichster Form eine Überprüfung der Räumlichkeiten vorzunehmen«. Im Kellergeschoss sei die Polizei dann fündig geworden: »eine Reihe hochpolitischer landesverräterischer kommunistischer Hetzschriften, darunter Originalbriefe kommunistischer Gewährsmänner«.

Über das Schicksal der an diesem Tag Verhafteten, die in »wilde Konzentrationslager« verbracht wurden, ist nichts bekannt geworden. Einen Hausbesitzer mit Namen Herschel »aus dem Stamme Süß« hat es nie gegeben, zumindest nicht in der Grenadierstraße. Aus der ehemals »Verlorenen Straße« aber war die Straße der Verlorenen geworden. Nach 1933, schreibt Horst Hellas, haben hier 370 jüdische

Kinder, Frauen und Männer gelebt. Allein aus dieser Straße tauchen in den Deportationslisten die Namen von 196 Menschen auf.

Im Jahr 1937 – ein Jahr vor dem Novemberpogrom, als in Deutschland, wie es der Historiker Christoph Kreuzmüller schreibt, mindestens 800 jüdische Menschen ermordet wurden, ihren Verletzungen erlagen oder sich aus Verzweiflung das Leben nahmen und fast 30 000 in Konzentrationslager verschleppt wurden, als mindestens 1500 Synagogen und noch existierende Betstuben, sowie 7500 Geschäfte zerstört wurden – erinnerte das »Israelitische Familienblatt«, das unter Auflagen noch in Berlin erscheinen durfte, an das jüdische Leben nördlich vom Alexanderplatz. In der Grenadierstraße habe es ein ganz besonderes Lokal gegeben. Hier gab es Fische zu essen, für die sich keine andere Beschreibung finden ließ »als die berühmten und weltumspannenden drei Zungenschmalzer«. Das Rezept soll ein Geheimnis gewesen sein, das »über einen kleinen Umweg von ein paar Jahrtausenden ... bei einem berühmten Berditschewer Rebbe« gefunden worden war. Richtige Wunderfische waren das, die auf der Zunge zergingen. »Dies alles ist vorbei«, heißt es in dem Artikel, »ist wie ausgelöscht, als hätte es nie existiert«.

Von Karsten Krampitz erschien jüngst das Buch »Pogrom im Scheunenviertel. Antisemitismus in der Weimarer Republik und die Berliner Ausschreitungen 1923« im Berliner Verbrecher-Verlag (150 S., br., 19 €).

AKG/TT NEWS